

Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 32 (1980)

Heft: 10

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

TV/RADIO-KRITISCH

Die elektronische Religion

Zu einer Sendung über religiöse Shows und über Bildschirmevangelisation (ZDF, 5. Mai 1980)

Religion – religiöse Shows haben seit einiger Zeit im amerikanischen Fernsehen Konjunktur. Große religiöse Medienorganisationen, wie die von Oral Roberts, Pat Robertson und Jerry Falwell, haben sich gebildet, die täglich auf eigenen oder angemieteten Sendern evangelistisch-religiöse Unterhaltungssendungen und Bekehrungs-Shows ausstrahlen. Jerry Falwell, der bekannteste unter den Fernsehpredigern in den Vereinigten Staaten, erreicht pro Sendung durchschnittlich 47 Millionen Zuschauer. Seine Predigten werden wöchentlich von über 320 Fernsehstationen ausgestrahlt und bringen ihm, respektive seiner Organisation «Moral Majority», wöchentlich über eine Million Dollar ein. Der Etat der religiösen Sender in den Vereinigten Staaten überschreitet jährlich insgesamt bereits die Summe von einer Milliarde Franken. Die Ausgaben werden dabei in den meisten Fällen durch Spenden abgedeckt, zu denen in jeder Show eindringlich aufgerufen wird.

Nach Angaben des Redakteurs und Diskussionsleiters Wolf Rüdiger-Schmidt war diese Sendung die erste, welche das Fernsehen in Deutschland (und das dürfte meines Wissens auch für die Schweiz zutreffen) dem Phänomen «elektronische Kirche» widmete. Der Beitrag war ein Studiogespräch, in dem neben dem Leiter folgende Fachmänner mitwirkten: Dr. Norbert Schneider, Fernsehbeauftragter der evangelischen Kirche in Deutschland; Pastor Horst Marquart, Programmdirektor des Evangeliums-Rundfunks (Hörfunk in Wetzlar, der evangelistische Sendungen produziert und ausstrahlt; bundesdeutsche Unterorganisation von «Trans World Radio»); Hans-Dieter Osenberg, Fernsehpfarrer in Saarbrücken; Dr. Gerhard Stoll, Pulizist. Das Studiogespräch wurde mit drei Ausschnitten aus solch spektakulären religiösen Shows ergänzt.

Aufs Ganze gesehen hinterliess dieses Studiogespräch einen eher schiefen Eindruck. Die viel zu kurzen Informationsblöcke trugen der Tatsache zuwenig Rechnung, dass dies die erste FernsehSendung zum Thema war und deshalb das Publikum nur wenig oder kaum über die entsprechenden Entwicklungen in den USA informiert war. Zudem illustrierten die Programmausschnitte der religiösen Shows nur einen Teilaspekt des Phänomens «elektronische Kirchen». In den Informationsblöcken fehlten zum grössten Teil Angaben über die gesellschaftliche Kommunikationssituation: Wie gestaltet sich das Verhältnis der Kirchen und der elektronischen Medien in den USA, wie werden solche Sendungen produziert, wie werden sie rezipiert, welches sind die Folgen? Gerade weil der Zuschauer in den eingeschobenen Informationsblöcken über diese und ähnliche Fragen keine Antwort erhielt, war es schwierig, sich zum dargelegten Phänomen eine eigene Meinung zu bilden. Der Zuschauer war damit der Interpretation der im Studio diskutierenden Fachleute ausgeliefert. Diese konnten ihrerseits gewisse Kenntnisse beim Publikum nicht voraussetzen und waren deshalb gezwungen, im Rahmen ihrer kontroversen Interpretationen Informationen aufzuarbeiten. Da dies aber nur in einem argumentationsstrategischen Zusammenhang geschah – jeder bringt nur soviel und gerade jene Informationen ein, die die Beweislast seiner Interpretation erhöhen –, konnte die Differenz des Informationsstandes zwischen Spezialisten und Publikum nicht abgebaut werden. In diesem Sinne wirkte sich die Wahl der Sendeform kontraproduktiv aus. Die im Studio diskutierenden Funktionäre wirkten akademisch und elitär. Es blieb just das auf der Strecke, was man vorgab, aus der Auseinandersetzung mit diesen

Shows für die deutschen (religiösen) Fernsehprogramme lernen zu wollen: die Fröhlichkeit und der Wille, auf die Bedürfnisse der Zuschauer («Volksseele») einzugehen.

Religiöse Shows: Was ist das?

Die ZDF-Sendung beschränkte sich auf das Wirken eines der drei grossen Fernseh-evangelisten, auf Oral Roberts aus Tulsa (Oklahoma), und versuchte mit Ausschnitten aus seinen Sendungen exemplarisch dem Zuschauer einen Einblick in das Phänomen zu bieten. Dabei muss darauf hingewiesen werden, dass durch die Wahl dieses relativ harmlosen Showvertreters Exzesse des amerikanischen Religionsfernsehens vermieden wurden. So will etwa der NZZ-Rezensent dieser Sendung religiöse Shows kennen, die bewusst auf Verdummung und Irreführung aus sind. Es soll Sendungen geben, in denen Hunderte von Gelähmten gleichzeitig von ihren Rollstühlen aufstehen, und Dutzende von Blinden und Taubstummen wieder sehen und hören.

Die Oral Roberts-Show ist da harmloser. Am ehesten zu vergleichen ist sie von der Form her mit der klassischen «Variety-Show» des amerikanischen Fernsehens. Roberts als Showmaster stellt seine Gäste vor. Dann tritt der erste Guest auf: Ein ehemaliger Country-Music-Entertainer singt brav und adrett einen religiösen Liedtext im Country-Stil. Nach etwa 20 Minuten folgt die Ansprache des Evangelisten. Roberts in Nah- und Grossaufnahmen. Der Prediger spricht ohne Textvorlage. Er steht auf der Showbühne, bewegt sich im Raum. Die Kameras folgen seinen Bewegungen. Zuerst redet Roberts die Zuschauer an, dann wechselt er innerhalb seiner Rede ins Gebet über. Sein Gesicht hat einen festen und bestimmten Eindruck. Sein Auftritt ist perfekt, für mich zu gekonnt. «Gib nicht auf. Noch besteht Hoffnung, Aussicht auf Heilung. Ich will jetzt für Euch beten. Es kommt der Durchbruch. Er wird bald kommen. Ich bete jetzt für Euch. Ich bete für ein Wunder. Wir beten zusammen. Ich bitte Dich, Gott, um viele Wunder. Noch dieses Jahr. Es soll der Durchbruch kommen ...»

Nach einem solchen Gebet kann Roberts einen besonderen Guest vorstellen. Dieses Mal ist es ganz ein spezieller Guest: Miss Amerika 1980, Cheryll Preritt. Sie erwiderst seine Begrüssung: «Danke für den herzlichen christlichen Empfang. Preiset Gott.» (Dabei hat das Publikum bei ihrem Auftritt nur geklatscht, und der Showmaster hat ihr ein Präsent überreicht.) Miss Amerika singt ein Lied und begleitet sich selbst auf dem Klavier. In einer Art Talk-Show legt sie dann Zeugnis von ihrer religiösen Erfahrung ab. Sie erzählt, wie sie durch Jesus von einem Beinleiden geheilt wurde. Da wird der Showmaster ernst: «Und tat das wirklich Jesus?» – Und Miss Amerika: «Ja, wirklich. Wer hätte sonst so etwas tun können?» – Publikum applaudiert.

Meistens gegen den Schluss der Sendung nimmt Roberts dann nochmals ganz bewusst «Kontakt» mit den Zuschauern auf. In andern religiösen Shows besteht meist Gelegenheit zum Telephonieren. Roberts beschränkt sich auf die briefliche Korrespondenz. Er fordert die Leute auf, doch zu schreiben. Ab und zu liest er dann auch einen Brief vor. Nach der Sendung treffen bis zu 100 000 Briefe ein (Briefbeantwortung nach vorfabrizierten Texten, die «persönlich» gehalten sind). Eine andere Form, mit den Leuten in «Kontakt» zu kommen, besteht darin, dass Roberts den Zuschauern seine Bücher anbietet. Diese werden dann auch gratis verschickt. Erst eine gewisse Zeit später folgen freundliche Aufforderungen, die religiöse Medienorganisation zu unterstützen. Mit diesen Spendengeldern werden jeweils Jahresbudgets in der Höhe von 50 bis 60 Millionen Dollar bestritten.

Fernsehgerecht – evangeliumsgerecht?

Im Rahmen des Studiogespräches lassen sich grundsätzlich drei verschiedene Interpretationsrichtungen ausmachen. Die ersten beiden Richtungen knüpfen dabei

unmittelbar bei der religiösen Show an und bejahren, respektive verneinen diese Art von Sendungen. Nach Pastor Marquart ist es zuerst einmal der Erfolg dieser Sendungen, der ihnen rechzugeben scheint. Seiner Meinung nach gelingt es Fernsehpredigern wie Roberts, ein scheinbar weit verbreitetes Bedürfnis wahrzunehmen. Die echte Antwort auf dieses Bedürfnis besteht nach seiner Auffassung, die durch eine starke bibelfundamentalistische Option geprägt ist, in der Einsicht, dass gerade eine säkularisierte Gesellschaft biblische Orientierungen und christliche Weltbilder braucht. Um diese Leitbilder zu propagieren, sind alle Möglichkeiten zu nutzen. Eine Schere zwischen Zweck und Mittel bei diesen religiösen Shows bestreitet Marquart. Die vielen Zuschauer nähmen ja den Fernsehpredigern ihre Botschaft als glaubwürdig ab. Auch auf Marquart wirkt Roberts glaubhaft: In seinem gelösten Auftreten, in seiner frohen Verkündigung des Evangeliums scheint so etwas wie ein Erlöstsein auf. Pfarrer Osenberg, dessen Perspektive am ehesten auf dem Hintergrund der dialektischen Theologie zu verstehen ist, lehnt dagegen diese religiösen Shows total ab. Wegen ihrem fundamentalen Widerspruch zwischen Zweck und Mittel transportieren diese Shows überhaupt nichts mehr, was mit Religion und Verkündigung zu tun hat. Für den Fernsehpfarrer aus Saarbrücken sind die Leute, die in den Shows auftreten, nicht wirklich gelöst. Es wird ein Starkult betrieben, bei dem alles perfekt inszeniert ist. Mit Tricks wird das Publikum von Sendung zu Sendung begeistert. Diesen Tricks fehlen aber echter Humor und echtes religiöses Gefühl. Die Kirche ist damit zu einer Marktbude neben andern geworden und hat ausgedient (vgl. Karl Barth).

Die dritte Interpretationsrichtung wollte die religiösen Shows nicht als ein isoliertes Phänomen verstehen, sondern es auf dem Hintergrund jener gesellschaftlichen Verhältnisse interpretieren und bewerten, auf dem es gewachsen ist. Diese Interpretationsrichtung, die am energischsten durch den evangelischen Fernsehbeauftragten Norbert Schneider vertreten wurde, war dabei durch die Sendungsform des Studiogesprächs (angesichts der Tatsache, dass das Phänomen «elektronische Kirchen» für den Zuschauer noch relativ unbekannt sein musste) strukturell am meisten behindert. Schneider musste ständig gegen jene Schere ankämpfen, die sich auftat zwischen einerseits jener Informationsmenge, welche die Sendung in den Ausschnitten über die religiösen Shows selbst aufarbeitete, und andererseits jener Informationsmenge, die notwendig gewesen wäre, um das Phänomen der «elektronischen Kirchen» in seinem historischen Kontext zu bewerten. Gerade weil Schneider aber zwischen diesen Polen im Studiogespräch eine Brücke zu schlagen versuchte, wirkte er stark dozierend und belehrend.

Dennoch schien diese dritte Interpretationsrichtung inhaltlich die aussichtsreichste zu sein. So konnte Schneider, meiner Auffassung nach, am differenziertesten die religiösen Shows bewerten. Zum einen war er fasziniert von der Professionalität und Lebendigkeit dieser Shows und sah darin eine Alternative zu den spröden (z. T. von Schneider mitverantworteten) Gottesdienstübertragungen am deutschen Fernsehen. Schwer erträglich hingegen wirkten diese Shows auf ihn wegen ihrer Verkaufsaura, dem Starkult und der Art des Zugriffs auf den Zuschauer.

*Die Kirchen und die elektronischen Medien der USA**

Die «elektronische Kirche» ist als Phänomen viel breiter zu verstehen als die religiösen Shows. Die Frage nach der theologischen Bewertung dieser Form kann sogar nur auf dem Hintergrund der konkreten amerikanischen Entwicklungen sinnvoll gestellt werden. Der Begriff der «elektronischen Kirche» signalisiert dabei eine theologische Entwicklung, in der das Medium Fernsehen als konstituierender Bestandteil einer neuen Art von Kirche selbst zu verstehen ist. Es gibt dabei einen kleinen, aktiven Kern, der durch das periodische Angebot an Sendungen, die für ein be-

* Als Quellen für die folgenden Informationen dienten Äusserungen von Schneider während des Studio Gespräches und Beiträge des evangelischen Pressedienstes.

stimmtes Weltbild und für eine bestimmte Tradition von christlichem Glauben werben, mit dem Publikum in Kontakt tritt. Dieses kann reagieren durch telefonische Kontakte, durch briefliche Korrespondenz und mit Geldspenden. Die elektronische Kirche konstituiert sich damit als eine «Gemeinschaft» der medialen Kommunikation, als eine religiöse Radio- und Fernsehgemeinde. Im Unterschied zur Ortsgemeinde fehlen damit wichtige Kommunikationsbezüge, die aus der unmittelbaren, realen Umwelt des Einzelnen heraus verlagert werden (persönliches Gespräch, Mit-einander-Leben). Die Kirche ist damit nicht mehr eine Interaktionsgemeinschaft (Ortsgemeinde) neben der medialen Kommunikation, sondern sie geht in der prinzipiellen Einwegkommunikation der elektronischen Medien auf. Damit verliert sie einen sehr konkreten Erfahrungsbereich von christlichem Leben. Als Distributionsinstitution von christlicher Weltanschauung ist sie damit anfällig für die Widersprüche der elektronischen Medienkommunikation selbst. Mit dem Schielen auf das Massenpublikum fehlen medien- oder gar gesellschaftskritische Aspekte in den Sendungen. Einzig im Rahmen des «american way of life» werden religiöse und christliche Orientierungsmuster angeboten.

Gerade bei uns in der deutschen Schweiz (volkskirchliche Bedingungen und öffentlich strukturiertes Fernsehsystem) besteht zwischen den elektronischen Medien und den Kirchen Übereinstimmung, dass die Kirche dann in den privatrechtlich strukturierten Medien mit öffentlichem Auftrag vorkommen soll, wenn sie als relevante Gruppe einen qualitativen Beitrag an das Zusammenleben in unserer Gesellschaft leistet. Verlöre die Kirche ihre praktische und qualitative Bedeutung für unsere Gesellschaft, dann entfiele auch ihr Anspruch in den öffentlich-strukturierten Medien präsent zu sein.

In den USA ist das Fernsehen privatwirtschaftlich strukturiert und das Verhältnis Kirche – Staat gestaltet sich weniger eng (Freiwilligkeitskirche). Dennoch stellen die drei grossen kommerziellen Fernsehorganisationen ABC, NBC und CBS gewissen kirchlichen Grossorganisationen aus ähnlichen Überlegungen wie bei uns in der Schweiz (gesellschaftliche Bedeutung der Kirchen und Legitimationshilfe für das Unternehmen) Sendezeiten zur Verfügung. Gleichzeitig weigern sich die drei grossen Fernsehorganisationen, den kleineren Christengemeinden und vor allem den Fernsehpredigern Fernsehzeit einzuräumen. Damit werden sie dazu getrieben, eigene Sender zu betreiben. So gibt es mittlerweile in den USA rund 1400 Radiosender, 30 Fernsehstationen und 60 Kabelfsysteme, die ausschliesslich religiöse Sendungen ausstrahlen.

Entsprechend der privatwirtschaftlichen Strukturierung der elektronischen Medien müssen diese Stationen mit ihren Sendungen ein möglichst grosses Massenpublikum erreichen und zu binden versuchen, damit, je nach Finanzierungsmodus, entweder die Einnahmen durch Spendenaufruf oder durch den Verkauf des eingeschalteten Publikums an die Werbeindustrie gesichert werden können. Der Versuch, ein möglichst breites Publikum anzusprechen, bestimmt denn auch die Form (Talk-Show, Variety-Show). Was die Zuschauerzahlen betrifft, scheint diese Rechnung aufzugehen: Sendungen mit religiösem Inhalt haben zur Zeit die grössten Zuwachsraten auf dem amerikanischen Radio- und Fernsehmarkt. Die kostenlosen Gottesdienstübertragungen der Grosskirchen bei den kommerziellen Medienorganisationen nehmen dabei noch ganze acht Prozent ein.

Zur Zeit gibt es unter den Kirchen und zum Teil innerhalb der Kirchen in den USA eine gewaltige Auseinandersetzung. Es lassen sich dabei vor allem zwei Parteien ausmachen: auf der einen Seite die etablierten Kirchen, vor allem die römisch-katholische Kirche, der Nationalrat der Kirchen, die Baptisten des Südens und die Vertreter der Jüdischen Glaubensgemeinschaft; auf der anderen Seite die in ihrer Grundauffassung mehr dem Fundamentalismus zugeschriebenen, «evangelistischen» Christengemeinschaften. Der Streit entzündet sich dabei vor allem an der Frage, ob zentrale christliche Anliegen im Rahmen des «big business» in ihrer Substanz nicht gefährdet sind oder sich gar in ihr Gegenteil umkehren könnten. Damit

ist das grundsätzliche Verhältnis von Theologie und Politik, von Kirche und Gesellschaft angesprochen: Die etablierten Kirchen, deren gesellschaftliche Bedeutung in der Öffentlichkeit anerkannt ist und die deshalb Sendezeiten zugesprochen bekommen, neigen dazu, sich als die zu repräsentieren, die sie sind. Auf der anderen Seite gibt es Kirchen und kirchliche Gruppierungen, die sich in ihrer Bedeutung für die Öffentlichkeit zuwenig anerkannt fühlen und die deshalb die Kommunikationsmedien offensiv nutzen, um das zu werden, was sie noch nicht sind: nämlich öffentlich anerkannte, gesellschaftsrelevante Gruppen. In ihrem Bestreben um gesellschaftliche Anerkennung ihrer Botschaft gehen oft die gesellschaftskritischen Aspekte dieser Botschaft etwas unter.

Matthias Loretan

Mit stumpfen Äxten gegen das SRG-Monopol

Zur medienkritischen Sendung «Monopoly um das SRG-Monopol» im Fernsehen DRS (7. Mai, 21.25 Uhr)

Die Axt an das SRG-Monopol legen, ist in einer Zeit der bewegten Medienpolitik zu einem modischen geflügelten Wort geworden. Viele wollen es, und manchen ist die ehrliche Absicht, nach besseren Fernseh- und Radioprogrammen zu streben, nicht einmal abzusprechen. Manchmal aber geht es mehr um reine Publizität wie etwa beim Landesring der Unabhängigen, der an seinem letzten Landestag beschlossen hat, eine eidgenössische Volksinitiative «für Freiheit und Unabhängigkeit von Radio und Fernsehen» zu lancieren; mit verhältnismässig knappem Mehr zwar nur, denn nicht alle Parteimitglieder waren wie Zürichs Stadtpräsident Sigmund Widmer der Meinung, dass dies eine Frage der Tapferkeit sei. Vielmehr wurde die Frage gestellt, ob der Landesring mit dieser Initiative nicht eher offene Türen einrenne: ein Argument, das zweifellos verfängt, ist es doch in der Tat ungewiss, ob sich das Monopol der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft für die Betreibung von Radio- und Fernsehprogrammen in die nächsten Jahre hinüberretten lässt. Die Frage ist nur, ob das, was nach dem Monopol kommt, besser ist, als was wir heute haben. Doch darum kümmern sich jene, die jetzt ihre Äxte wetzen, einen feuchten Dreck: Sie sind alle davon überzeugt, mit *den* Programmen aufzuwarten, nach denen sich jeder sehnt – oder sie tun zumindest so; die eigenen Interessen damit geschickt kaschierend.

In einem «Zwischenbericht über die Kämpfe an der Radio-Front» versuchten *Ueli Heiniger* und *André Picard* in der medienkritischen Sendung des Fernsehens DRS ein Bild über die gegenwärtige Situation zu vermitteln, indem sie Befürworter und Gegner des Monopols in ein Streitgespräch verwickelten und auch Fachleute zum Zug kommen liessen. So sassen dem wohl neutralen Chef des Radio- und Fernsehdienstes im Eidg. Verkehrs- und Energiewirtschaftsdepartement (EVED), *Armin Walpen*, dem Radio-Programmdirektor *Andreas Blum*, dem Journalisten *Frank A. Meyer* und dem Staatsrechtler Prof. *Richard Bäumlin* sechs ausgesprochene Kritiker des Monopols gegenüber. Geeint durch den gemeinsamen Willen, das Sende-monopol der SRG zu brechen, gaben sie vor zu wissen, was sie wollen. Doch wer den Ausführungen von *Roger Schawinski* (Pop-Sender Radio 24), *Heinz Strupler* (Arbeitsgemeinschaft für ein christliches Radio), *Regula Flury* (Alternatives Lokalradio Zürich), *Walter Bosch* (Verlegergemeinschaft «Tages-Anzeiger», «Neue Zürcher Zeitung», Jean Frey und Ringier), *Felix Matthey* (Schweizerische Fernseh- und Radiovereinigung/SFRV) sowie *Otto Aebi* (Volksmusikfreunde) aufmerksam zuhörte, gewann eher den Eindruck von Willkür und kleinlicher Quängelei als von klaren Programmvorstellungen. Mehr als der junge Mann, der um eine Sendekonzession nachgesucht hat und Musik für junge Leute sowie Filmkritiken über seinen geplanten Sender ausstrahlen will – er wurde in einem kurzen Film vorgestellt –, hatten die SRG-Kritiker mit eigenen Sendevorhaben an Programmphilosophie auch nicht an-

zubieten. Doch je kleiner die Vorstellungen in dieser Beziehung waren, desto anspruchsvoller gerieten die Forderungen an die Konzessionsbehörde. Der Vertreter der SFRV verlangte nicht mehr und nicht weniger als die Abtretung von Konzessionsgebühren an seine Vereinigung für die Betreibung eines Programmes, das, wenn ich richtig gehört habe, nichts anderes will, als DRS ohnehin schon bietet. Über allfällige politische Absichten des SFRV-Radios hüllte sich Felix Matthys in Schweigen, obschon er daraufhin angesprochen wurde.

Doch auch die andern Exponenten in der Front gegen die SRG hatten wenig Handfestes anzubieten. Das Argument des Verlegervertreters Walter Bosch, seit *Radio 24* ungehindert sende, sei das SRG-Monopol nicht mehr gewährleistet, weshalb die Verleger gezwungen seien, selber ins Radiogeschäft einzusteigen, wirkte immerhin deshalb ehrlich, weil es offenbarte, um was es den meisten Konzessionsgesuchstellern wirklich geht: um handfeste Interessen, die sich in diesem Fall um die Beteiligung an einem lukrativen Geschäft mit Radiowerbung drehen. Es gibt indessen auch bescheidenere Anliegen, so etwa Volksmusikfreund Otto Aebis Wunsch, die Menschheit über 30 von der Geissel des «englischen Geschreis» zu befreien, das ihm jedesmal in die Ohren dringt, wenn er das Radio einschaltet. Wüsste man nicht um seine direkte Verbindung zum Volksmusik-Schallplattenmarkt, möchte man ihm hundertprozentige Lauterkeit zubilligen. Solche konnte indessen am ehesten noch der Vertreterin des «Alternativen Lokalradios Zürich» nachgewiesen werden. Sie hatte nicht nur die klarste Programmabsicht zur Hand – das Alternativradio will sich in den Dienst von Hörergruppen stellen und in Zürich jenen eine Stimme in der Öffentlichkeit leihen, die über die notwendigen Mittel dazu sonst nicht verfügen –, sondern sie zeigte auch auf, wo ein SRG-unabhängiges Radio allenfalls seine Berechtigung hat: im lokalen Bereich.

★

Gegen die leeren Argumente und die unverholene Interessenpolitik der Monopolgegner hatten die Befürworter verhältnismässig leichtes Spiel. Überzeugend etwa konnte Prof. Richard Bäumlin darstellen, dass gerade die Monopolsituation den Minderheiten aller Schattierungen das Recht auf Sendezeit garantiert. Im freien Wettbewerb wären die Randgruppen stark benachteiligt und auf Gedeih und Verderben den «Werbefritzen» ausgeliefert. Radio-Programmdirektor Andreas Blum wies nicht nur auf die handfesten politischen und finanziellen Absichten der meisten Gesuchsteller hin, sondern nahm die Gelegenheit wahr, selbstkritisch auf begangene Fehler der SRG und des Radios hinzuweisen. Dass *Radio 24* mit aller Deutlichkeit auf ein Bedürfnis hingewiesen habe, das bei der SRG verkannt worden sei, verschwieg er eben so wenig wie gelegentliche Fehlleistungen seiner Mitarbeiter. Der neue, offene Ton, den Blum anschlug, sollte bei der SRG Schule machen. Er könnte viel zur Glaubwürdigkeit der schwer unter Beschuss geratenen Institution beitragen.

Der Unzufriedenheit mit Radio DRS – Frank A. Meyer sieht in ihr die Ursache für die Bestrebungen, das SRG-Monopol beim Radio zu brechen – soll mit der Schaffung eines dritten Radioprogramms begegnet werden. Es würde gestatten, den verschiedenartigen Hörerbedürfnisse gezielter zu entsprechen. Immerhin wird zu prüfen sein, wie nach Schaffung der rechtlichen Grundlagen (Verfassungsartikel für Radio und Fernsehen) im lokalen Bereich eine Partnerschaft zwischen SRG und privaten Sendern angestrebt werden kann. Ob dabei die SRG-unabhängigen Programmveranstalter denselben Konzessionsbestimmungen unterworfen werden wie Radio DRS, muss Anlass zu einigen Überlegungen sein. Die wirren Programmvorstellungen einiger Gesuchsteller geben genügend Anlass dazu.

Den Medienkonsumenten mit diesem «Zwischenbericht» auf dem laufenden zu halten, ja ihn zum Mitbestimmen der Medienzukunft zu befähigen, war die erklärte Absicht dieser Sendung. Das ist insofern geglückt, als die kurze Selbstdarstellung der

Monopolgegner vollauf genügte, um dem auch nur einigermassen objektiv abwägenden Zuschauer zu beweisen, dass man diesen Chaoten den Äther und die Kabel nicht einfach überlassen darf, sondern dass es vorher zumindest einer Rechtsgrundlage bedarf, die tragfähig ist und den Medienkonsumenten vor Übergriffen bewahrt. Der Wunsch, dass zumindest auf nationaler und sprachregionaler Ebene das SRG-Monopol erhalten bleibe, wurde – mit überzeugenden Argumenten belegt – als Wunsch formuliert. (Ob er in einer stürmisch sich entwickelnden Mediensituation und einer schon nahen Zukunft voll ungeahnter Möglichkeiten erfüllt werden kann, ist allerdings eine andere Frage.) Dass es gelungen ist, solche Erkenntnisse zu vermitteln, spricht für das neue Konzept der medienkritischen Sendungen beim Fernsehen DRS. Meinungsbildung allein durch Gegenüberstellung von Argumenten, also ganz ohne redaktionelle Manipulation, zu ermöglichen, hat sich in diesem Falle sehr bewährt. Herausgekommen ist – und es ist dafür den beiden Präsentatoren zu danken, dass sie es nicht künstlich herbeigeführt haben – kein ausgewogenes Resultat, sondern das klare Verdikt, dass die Äste, die ans SRG-Monopol gelegt werden sollen, sehr stumpf sind.

Dass die überraschend aufschlussreiche und anschauliche Sendung dann doch noch ein böses Ende fand, dafür können die Präsentatoren Ueli Heiniger und André Picard nicht viel. Ausgerechnet als die Diskussion ihrem Höhepunkt zustrebte und nach einem etwas mühsamen Start so richtig in Fahrt kam, wurde sie auf die deutlich hörbare Anweisung der Regie abgebrochen. Gewiss, die vorgesehene Stunde war abgelaufen, aber auf dem Programm stand nicht mehr als eine Teilaufzeichnung einer Etappe der Tour de Romandie. Das Fernsehen hat damit wieder einmal deutlich belegt, wie es die Prioritäten setzt und damit jenen Kritikern, die ihm Verhältnisblödsinn vorwerfen, einmal mehr recht gegeben. Den Zuschauern gegenüber, die sich für «Monopoly um das SRG-Monopol» und damit um einen nicht un wesentlichen Teil der schweizerischen Medienzukunft interessierten, war der abrupte Abbruch eine Frechheit.

Urs Jaeggi

Ein Kuckucksei im Drogennest

«Wissenschaft im Dialog: Was ist Sucht?» (Radio DRS II, 7. Mai)

I.

Neu steht die Reihe «Wissenschaft im Dialog» ab sofort im zweiten Mittwoch Abendprogramm von Radio DRS. Wiederholt werden die Beiträge wie bisher am Sonntag (DRS II, 15.00 Uhr). Im Gespräch mit Prof. Dr. med. Hugo Solms (Genf) ging Roswitha Schmalenbach diesmal grundsätzlichen Entstehungsbedingungen von Sucht jeder Form auf die Spur: «Im übrigen wissen wir heute, dass Alkohol-, Drogen- und Medikamentenmissbrauch zumindest bei der Gruppe echt Gefährdeter auf dieselben Wurzeln zurückzuführen sind.» So Prof. Solms, Psychiater, Spezialist für Alkoholkrankheiten und Mitarbeiter für Suchtfragen bei der Weltgesundheitsorganisation (WHO). Dieser imgrunde zutiefst revolutionäre Satz bot nun den Sendevertantwortlichen erfreulicherweise einmal Anlass, Fragen nach ärztlicher Betreuung, nach Heilung und Wiedereingliederung süchtiger Menschen explizit auszuklammern. In anbetracht der Tatsache, dass im Zusammenhang mit der schweizerischen Antidrogen-Kampagne im letzten Jahr (August 1979) die Massenmedien sich vorab diesem Gebiet mehr oder weniger sachlich zuwandten, war ein Skizzieren von eigentlich psychologischen und gesellschaftlichen Grundbedingungen schon lange fällig.

Ein flexibleres Verständnis und Konzept von «Sucht» jeder Ausprägung geht nämlich nicht zuletzt einher mit der Um- und Neuschreibung verstaubter Psychiatrieklassiker in den letzten 15 Jahren, mit der Herausbildung eines differenziert psy-

chodynamischen Ansatzes. Wie die erwähnte, vom Bundesrat mitinitiierte Drogeninformationswoche 1979 wieder einmal schlagend bewies, hat sich jedoch ein solches Verständnis selbst auf (psychiatrischer) Ärztebasis beileibe nicht allgemein etabliert. Einschlägige und einseitige Beiträge in den Massenmedien trugen hauptsächlich in den letzten fünf Jahren nicht wenig dazu bei, in pseudowissenschaftlicher Manier zum Teil horrende Vorstellungen und Vorschläge zur «Eindämmung der Drogenepidemie» zu verbreiten (vgl. ZOOM-FB 23/78).

Laut Prof. Solms bleibt aber die interventionistische Rolle einer (reinen) Abstinenzideologie im Rahmen ärztlicher Ethik doch wandlungsfähig. Von oft impliziten Annahmen oder postulierten Lehrmeinungen über «suchtbildende Faktoren» hing die Art und Weise des Vorgehens bei Suchtprävention und Suchtmittelentwöhnung ja schon immer ab. So können Aufbau und interne Struktur von Drogenkliniken und Rehabilitationsstätten jeder Schattierung als ziemlich direktes Abbild dahinterstehender «Vermutungen» über das Entstehen von Sucht aufgefasst werden. Nicht zuletzt Betroffene selber wissen etwa zwischen dem Drogen-Rehabilitationszentrum Ulmenhof (Zürich) und der Rehabilitationsstätte Aebi-Hus (Bern) sehr wohl qualitative Unterschiede auszumachen (vgl. auch ZOOM-FB 16/79).

II.

«Es gibt heute wohl nichts Dringenderes, als jemanden zu akzeptieren, der eine schwache Stelle hat», meinte Pfarrer Ernst Sieber am 29. Januar anlässlich eines Informationsabends zum Thema «Flucht in die Sucht» vor dem Quartierverein Zürich 1. Damit hat der Geistliche einen wichtigen Nagel auf den Kopf getroffen. Obwohl noch ein ganzer Forschungszweig sich möglichen organischen Ursachen und eventuellen Stoffwechsel-Prädispositionen für Suchtanfälligkeit widmet, ist man heute Prof. Solms zufolge davon überzeugt, dass Suchtkrankheiten multifaktoriell bedingt und auf hauptsächlich psychischer Ebene verankert sind (vgl. ZOOM-FB 16/78). Beim Menschen als sogenannt «sekundärem Nesthocker» werden dabei entscheidende Weichen schon im ersten Lebensjahr, d. h. unmittelbar nach der Geburt gestellt. Über «affektive Zufuhr» in der Mutter-Kind-Beziehung vermittelte Grunderfahrungen von Wohlbehagen, Sicherheit und Geborgenheit ermöglichen beim Kind im besten Fall das Entstehen eines naiven «Urvertrauens», das im weiteren für die Herausbildung positiven Selbstwertgefühls und einer gefestigten Identität primär entscheidend ist. Wird dieser Mutter-Kind-Reaktionsprozess auf emotionaler Verhaltensebene irgendwie ungünstig beeinflusst, so bleibt vorab die sogenannte «Urbefindlichkeit» (Solms) oft lebenslang gestört. Es resultieren daraus unter anderem ein zu negatives Selbstbild, Minderwertigkeitsgefühle, Hilflosigkeit und das fast unersättliche, passive Bedürfnis nach übermässiger Liebeszuwendung. Im sozialen Umfeld kann ein solches Manko sich bei Jugendlichen wie Erwachsenen in symbiotischen (klammernden) Partnerverhältnissen oder aber in misstrauischem Rückzug manifestieren.

Einige Hauptgründe für das gestörte «Selbst» bei nahezu allen Suchtgefährdeten sieht Prof. Solms im sozialen Wandel, den die moderne Industriegesellschaft provoziert hat: Auflockerungstendenzen in der Kleinfamilie (partnerschaftliche anstelle von romantischer Liebesehe), Höherbewertung von Selbstentfaltungsmöglichkeiten gegenüber klassischer «Gattenschaft», Autoritätsschwund in Form von inkonsistenter Elternhaltung und fehlendem Leitbildangebot. So findet ein Kind beispielsweise nach aussen jenen affektiv beschützenden Halt oft nicht, der es ihm erlauben würde, innere Ängste freiheitlich zu organisieren. Diese werden somit von der frühkindlichen Psyche mit Hilfe tyrannischer Gewissensinstanzen abgewehrt und hinterlassen den beschriebenen, unausgefüllten «Freiraum».

Weil ein Mensch mit dieser «Freiheit» wiederum nicht selber fertig wird, «entsteht (wiederum) Angst, Unbehagen und Unsicherheit, vielleicht sogar depressive Missstimmungen, die man sehr schön mit einem Medikament, mit einem Schmerzmittel, mit einem Stimulans, mit Drogen oder auch mit Alkohol verscheuchen kann (...)

Die Suchtgefährdung wird dann eigentlich manifest, wenn man feststellt – oder wenn andere feststellen – dass man (...) ohne diese chemischen Krücken nicht mehr existieren kann. Nicht ohne schwere Unruhe, ohne Nervosität.». Jemand der an seiner Arbeitswut frühzeitig stirbt, der bekommt einen «sehr schönen Nekrolog» (Leichenrede), ist also einer sogenannten «ehrbarer Sucht» erlegen. Die Grundstörung aber bleibt nichtsdestoweniger dieselbe.

III.

Prof. Solms: «Zunächst hat der Mensch einmal in seiner Offenheit die Möglichkeit, dass eigentlich jede Aktivität irgendwie süchtig entartet. Aber das, was uns am meisten Sorgen macht, sind natürlich die besonders mit Selbstschädigungsmechanismen verbundenen Süchte. Und die, die die grössten sozialmedizinischen Probleme stellen, sind nun einmal die Suchtmittel-Süchte.» Eben. Genau da liegt der berühmte Hase auch im Pfeffer. Allzulange ging vor Fernsehkameras und Radiomikrofonen, in Fach- und anderer Literatur die unheilschwangere Saga vom «unheilbar Süchtigen», seinem Stellenwert als «Infektionsträger» und der Notwendigkeit einer «Dauerquarantäne» für alle jene, die unheilvollen Begegnungen der internierenden Art «aktiven Widerstand» entgegensezten würden (vgl. ZOOM-FB 23/78). Zu lange waren Schlagworte wie «Sekundärkriminalität», «Einstiegsdroge» und andere Verbalschöpfungen dazu angetan, einer unterinformierten Öffentlichkeit vorab kaltes Gruseln beizubringen, und «zu ergreifende Massnahmen» mit überaus dienlichen Sucht-Theorien rechtfertigend zu koppeln. Das bisher dezidierteste Euthanasie-Modell zur Bekämpfung von Drogenhandel und Sekundärkriminalität skizzierte vor zwei Jahren ein (anonymer) Arzt aus Zürich in etwa so: «Die ausgewiesenen Fixer erhalten einen Ausweis, der sie zum Bezug von Heroin berechtigt. In grösseren Städten werden Räume eingerichtet, wo die Süchtigen unter Aufsicht sich selber die Droge spritzen können, wo sie sich auch sonst aufhalten und allenfalls auch sterben dürfen. Entscheidend ist, dass das Aufsichtspersonal auf keinen Fall moralisiert». Bereits 1977 wurde in der Schweizerischen Ärztezeitung kategorisch argumentiert, Entziehungskuren seien «nach inoffiziellen Angaben von Anstaltsärzten praktisch nutzlos» und ein Drogensüchtiger koste den Staat «durchschnittlich eine Million Franken» (das eine Zahl, die etwa im Ulmenhof mit dem ungefähren Nenner 120 zu Buche steht).

IV.

Dass «neue Strömungen in der Öffentlichkeit einen Wandel in der medizinischen Ethik eingeleitet haben» (Sendeeinführung), ist mitnichten einwandfrei erwiesen. Dass die oben angeführten Entstehungsbedingungen für Sucht «erst in neuerer Zeit erkannt worden sind», bleibt weiter eine missverständliche Behauptung, gerade wenn man bedenkt, wieviele Meilen Psychologie und Psychiatrie eine nur-medizinische, hirnbiologische «Drogenforschung» immer noch hinter sich lassen. Vorab der Person von Prof. Solms – und weder seinem Hippokratischen Eid noch «neuerer Forschung» allein – darf man demzufolge längst fällige Erhellungen und Vorstösse in nicht-medizinische Normbereiche verdanken. Klar treten so auch vielfach identische Vor- und Nachteile einer Sendereihe wie «*Wissenschaft im Dialog*» zutage: Ob man es nun mit «Soziobiologie», mit «Arbeitspsychologie», mit «Rechts und Staatsphilosophie» und anderen halbverständlichen Begriffen mehr zu tun hat, jedesmal sind die Grenzen eines einstündigen Gesprächs mit definitorischen Umschreibungen und Erläuterungen nahezu gesprengt. Thematisch geht es zudem eben um verschiedene Gebiete von «Wissenschaft», und überhaupt nicht um verschiedene Anschauungen innerhalb der immer gleichen Fachrichtung. Ein Glück also, dass hier unter der Oberfrage «*Was ist Sucht?*» gerade nicht jener Zürcher Arzt mit demselben Anspruch auf Fachautorität seine ausgeklügelten Ausrottungsthesen zu vertreten hatte, und stattdessen zufälligerweise ein WHO-Spezialist mit persönlich integrierter Weltanschauung am Mikrofon sass. Im übrigen sind der Inter-

viewersseite weitgehend die Beschränkungen eines fachlichen Laien auferlegt, Beschränkungen, die weder sie noch die Hörerschaft allgemein befähigen, ad hoc und im richtigen Augenblick mit kritisch schlagender Gegeninformation aufzuwarten. Zwar mag im vorliegenden Fall Roswitha Schmalenbach diese Problematik hauptsächlich dadurch entschärft haben, dass sie ihrem Gesprächspartner bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mit Ergänzungen, Fragen, Ahas und Ohos ins Wort zu fallen wagte. Demgegenüber ist zu bedenken, dass ein Übermass solcher Intervention weder immer angezeigt scheint, noch das jeweilige Gegenüber letztlich zwingt, seinen Standpunkt präziser zu verdeutlichen, oder gar in eigener Regie gegen sich selber zu argumentieren. Information aus radiowissenschaftlicher Kehle darf demnach weiterhin als das gewertet werden, was sie immer war: nicht zu schwer, nicht zu leicht, und in keiner Weise übergreifend verbindlich. Jürg Prisi

6000 Kurzbesprechungen in ZOOM-FILMBERATER

Wer sich die Mühe nimmt und die Kurzbesprechungen aus ZOOM-FILMBERATER regelmässig herausschneidet, kann schon innert kurzer Zeit eine brauchbare Filmkartei besitzen, zu der jährlich etwa 350 neue Titel hinzukommen. Begonnen wurden die Kurzbesprechungen bereits vor 40 Jahren im katholischen FILMBERATER unter der Redaktion von Pater Dr. Charles Reinert. In den ersten zwei Jahren, 1962 und 1963, wurden diese kurzen Filmhinweise noch im Heft ausgedruckt. Ab der Nummer 1/1964 lieferte der FILMBERATER seine Kurzbesprechungen separat und im gleichen Format, wie sie heute im ökumenischen ZOOM-FILMBERATER erscheinen. Die Kurzbesprechungsnummer 80/38 ist die 6000. Karteikarte, die seither erschienen ist. Für den Filmpublizisten, der sich auch historisch-bibliographisch betätigt, ist diese fortlaufende Kartei eine unersetzbare Arbeitshilfe geworden. Aber auch für den Hobby-Cinéphilen ist sie nützlich. Er findet in ihr schnell zum Filmtitel den Namen des Regisseurs, den Komponisten der Filmmusik, das Entstehungsjahr (leider oft ungenau!), die Namen der Hauptdarsteller usw. Wer sich die Schweizer Filme und die Ko-Produktionen aussortiert hat zusätzlich eine Kartei des schweizerischen Filmschaffens, die mittlerweilen mehr als 240 Titel von Spiel-, Dokumentar- und Fernsehfilmen umfasst.

Thomas Pfister

«Cinémemo 80» erschienen

ph. Cinémemo ist das einzige komplette Filmadressbuch der Schweiz und enthält mehr als 2000 Adressen aus dem Schweizer Film- und Videoschaffen. Deshalb ist es ein unentbehrliches Handbuch für Film- und Fernsehschaffende, für Werbeagenturen, Industrie-, Handels- und Dienstleistungsbetriebe sowie für alle, die mit den Medien Film und Video in Berührung kommen. Das Cinémemo informiert über Filmproduktionen und Filmschaffende aus allen Spezialgebieten, sowie über sämtliche Lieferanten und Dienstleistungsbetriebe der schweizerischen Film-, Video- und Photoindustrie. Das Filmadressbuch erscheint bereits im 3. Jahrgang und erfreut sich grosser Beliebtheit. Es ist zu beziehen bei Peter Hürlimann, Balgriststrasse 20, 8008 Zürich (Preis Fr. 23.-).

Seminar «Kinderfilm und 3. Welt»

F-Ko. Mit «Kinderfilm und 3. Welt» befasst sich zum zweitenmal ein Seminar, das das Kinder- und Jugendfilmzentrum in der Bundesrepublik Deutschland vom 16. bis 20. Juni in der Akademie Remscheid veranstaltet. Bei diesem Seminar sollen «ausgehend von der Tatsache, dass das Angebot an guten Filmen für Kinder zum Thema 3. Welt sehr gering ist», Filme, die nicht eigens für Kinder produziert worden sind, auf ihre Eignung hin untersucht werden, «den gängigen Kinderfilm-Stock zu erweitern».

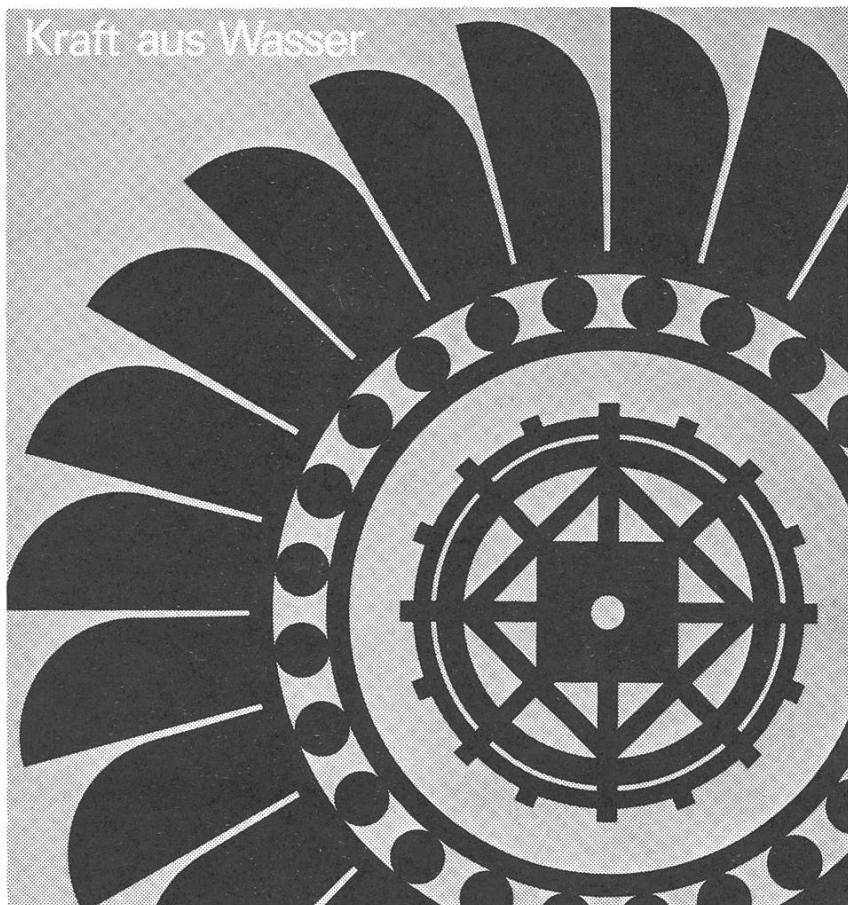
AZ
3000 Bern 1

**Ein prächtiges
Sachbuch
zu einem sehr
aktuellen Thema**

Jürg H. Meyer

Kraft aus Wasser

**Vom Wasserrad
zur Pumpturbine**



Inhalt: Erfunden vor Jahrtausenden • Lebendige Kraft •
Ein Rad für jeden Bach und Zweck • Antrieb aus der Wassersäule • Turbinendämmerung • Der gebremste Wirbel • Schöpfrad der Moderne • Renaissance des Wasserrades? • Anhang: Tabelle grosse Turbinen und grosse Speicherpumpen.
100 Seiten, 21 farbige und 52 schwarzweisse Abbildungen, laminierter Pappband,
Fr./DM 32.—

In allen Buchhandlungen erhältlich



Verlag Stämpfli & Cie AG, Bern